

MÜNCHEN | 1937 | NR. 30

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Hed. v. Schlieben



München und die Kunst

Theater

Kammerspiele: Das Horoskop seiner Lordschafft

Ausstellungen

Die technische Zeichnung

Vorliebe für alte Landkarten, Schriften und Leonardos technische Zeichnungen ließ uns die Neue Sammlung am Nationalmuseum aufsuchen, wo „Technische Zeichnungen in Vergangenheit und Gegenwart“ ausgestellt sind. Die kleine Schau überausföhrlich durch ihre Mannigfaltigkeit. Aus jeder Gattung von Bauplänen, Kunstgewerblichen und technischen Zeichnungen sind nur wenige, gut gewählte Stücke dargestellt. Die Festungsbaukunst Leonardos und Dürers, die Theaterprojekte und Kunstbauten Quaglios, Bibienas und Ignaz Günthers geben ein einbringliches Bild von dem kulturellen Wollen und technischen Können jener Zeiten. Gärtner und Klenze, die großen Baumeister Münchens, sind sehr gut vertreten. Besonders reizvoll ist Klenses ursprünglicher Entwurf zu den Propyläen, welcher der Glyptothek ähnelt. Doch ist der ausgeführte Entwurf besser, denn er schafft Kontraste und die notwendige Achse.

Das heutige München wird uns nahegebracht durch die Entwürfe zu den gegenüberliegenden Parteilbauten an der Arcisstraße. Der Vergleich mit den Lichtbildern der fertigen Bauten zeigt, mit welcher Fingerrischen Vollendung und graphischen Feinheit die Überzeichnung der Linien und Profile geplant und ausgeführt wurde. In der angewandten Graphik fällt neben den klassischen Werken Rudolf Kochs die Arbeit der Tagesklasse für gewerbliche Zeichnung an der Meisterschule für Deutschlands Buchdrucker auf. Die Neffamezeichnungen sind auf erfreulicher Höhe. Alles Schwarze, Plumpse und Teigige ist abgestreift. Die Werbegravüre ist elegant, hell und leicht gehalten: — eine Freude für den Anzeigenden und den Leser, auch für die Zeitzeitschrift, die solche Werbung nur als eine Bereicherung, nicht mehr als eine bedrohliche Belastung ihres Inhaltes empfinden darf.

Im stutlicht

München selber bot dieser Tage eine großartige Ausstellung seiner Bauten dar, die es nachts im stutlicht erstrahlen ließ. Die Welt liebt nicht nur, das Strahlende zu schwärzen, sondern auch in schwarzer Nacht zu strahlen. Wenn Vereinfachung und Betonung die Mittel der Kunst sind, „die im Weglassen liegt“, so gilt das hier in besonderer Maße. Alles Profane ist ausgelöscht im Dämmer der Nacht, und nur das Große tritt leuchtend hervor.

Das Siegestor, die Kirchen und die neuen Bauten erfabren eine Betonung, die durch die ungewöhnliche Lichtwirkung von unten verstärkt wird. So blickt man wohl durch das Negativ einer photographischen Platte, mit dem Unterschied, daß hier alles Wirklichkeit ist und um so unwirklicher erscheint.



Haus der Deutschen Kunst

Eine sorgfältige Würdigung der Ausstellung müssen wir uns für die nächsten Nummern vorbehalten, denn hierüber wird noch viel zu sagen sein. Ist diese Schau doch in erster Linie bestimmt zur Erziehung deutscher Künstler für eine große Aufgabe: Deutsche Kunst. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, wurden manche Werke zurückgestellt, die wohl nicht schlecht, aber auch nicht deutsch empfunden sind. Anderes wieder wurde gezeigt, das wohl deutsch empfunden, aber noch alles andere als vollkommen ist. Warum wurden diese Werke ausgestellt? Nicht weil sie schon einen Höhepunkt darstellen. Denn wir sind erst am Anfang einer neuen Zeit. Aber weil sie eine Richtung weisen. Weil in ihnen die gefunden handwerklichen Grundlagen zu erkennen sind, ohne die es nun einmal nicht geht, wenn die Kunst nicht entarten soll. Deshalb wird auf manches verzichtet, was im Treibhaus oder auf fremdem Boden gewachsen ist. Dieser Tempel der Deutschen Kunst in seiner schlichten Erhabenheit ist kein Panoptikum, sondern dient nur dem einen Ziele: Der Erziehung zur Deutschen Kunst. Das Streben zur Ehrtheit und Einfachheit denkt sich auch in der äußeren Gestaltung des Hauses aus. Deutlich treten hier wieder die Urelemente des Bauens hervor.

Unübertrieben wie die Walzer von Johann Strauß sind die Gesellschaftstänze Casar Wildes. Dietrich Loder hat großes Geschick bewiesen, indem er Wildes Novelle „Der Chiromant“ zu einem Lustspiel gestaltet hat. Würdig reibt sich dieses den vier Gesellschaftstänzen des großen Jren an. Die Stelle des Chiromanten vertritt in diesem Falle ein Astrologe, der eine hübsche Tochter hat, in die der smarte Lord Ryne verliebt ist. Der astrologische Schwiegervater ließ aus dem Horoskop des erkrankten Lords, daß dieser erst heiraten könne, wenn er vorher einen großen Diebstahl begangen habe. Der Amateurverbrecher begibt sich nun ans Werk und bricht in die leere Wohnung eines reichen Erbsenkels ein, nur um später zu entdecken, daß der gute Onkel inzwischen in Indien verstorben ist und er, der junge Lord, sich selbst begehren hat. Verdroffen setzt er sein Werk fort und gerät in eine sehr peinliche Lage. Hoffnungslos verirren sich die zarten Bande; doch die Discretion verbietet uns, den Schleier zu weit zu lüften. Wir trauten unseren Augen nicht, als wir eine junge Dame dem Bude entzigen sahen, die, durch den Vorhang geschüßt, ungeniert Toilette machte. Aber die Lampe zaubert ein reizendes Schattenpiel auf das Gewebe und enthüllt alles. Das an sich gute Stück wird durch die Bühnenbilder von Sturm, durch die ausgezeichnete Regie Otto Eward Häfsses, der den jungen Lord Ryne mit unnachahmlicher Feinsalalance spielt, in das beste Licht gerückt. Und jene junge Dame, die — nun, Sie wissen schon —, also dieses entzückende Geschöpf ist Paula Denk. Da wir nun keine Theaterkritiker von Beruf sind, versagen wir es uns, die Leistungen aller Darsteller einzeln anzuführen. Es genügt zu versichern, daß kein Blindgänger darunter und das Zusammenpiel glänzend war. E. K.



Aus unserem Skizzenbuch

Bigger and better

Dieser Tage besuchte uns ein freundlicher Herr aus Tennessee, der uns tief beschämte. Disher hatten wir geglaubt, daß das Parthenon, der Götterbau der Griechen, in Athen läge. Unser Amerikaner aber wies nach, daß es in Nashville, Tennessee, zu finden sei. In Griechenland habe es allerdings auch schon eines gegeben. Die vorhandenen Reste seien jedoch in bedauernswertem Zustande. Das einzige heile Parthenon der Welt befindet sich somit in Nashville. — Es könnte uns reizend, über den Ozean zu fahren und das Denkmal amerikanischen Archäologengleißes zu besuchen. Aber verschämt gestehen wir, daß wir doch lieber die „bedauernswerten Reste“ in Athen aufsuchen möchten.

Italien in München

Wer die Bauten der alten Griechen bewundern will, muß nach Griechenland oder Amerika fahren. Wer Italien kennen lernen will, bleibe dagegen in München.

Durch den Konstantinsbogen schreitend, gehe er die Ludwigstraße hinunter, vorbei am Palazzo de Medici, auch Staatsbibliothek genannt, zur Loggia dei Lanzi, die Einheimischen als Feldherrnhalle bekannt ist. Er lasse diese rechts liegen und gelangt dann zur Oper, wo er den oder das Palazzo Pitti bewundern kann: die Residenz. — Wir würden uns aufrichtig freuen, wenn die Italiener als kleine Gegenleistung das Hofbräuhaus oder den Alten Peter neben das Kolosseum in Rom bauten — oder auch mitten hinein. Genügend Platz soll dort vorhanden sein.

Kunststadt München

Der Tag der Deutschen Kunst brachte selbst das festgewohnte München außer Atem. Feuerwehrleitern mußten aus der ganzen Umgebung, selbst aus Augsburg, herbeigeschafft werden, um die Stadt in ein Märchen zu verwandeln. Tribünen wurden gebaut und Verkehrsinseln fortgeräumt, die Arkaden der Hauptpost pompejanisch rot gestrichen, Kandel vom Karlsruhbauer zum Justizpalast gelegt, der Englische Garten mit einem Netz von Leitungen durchzogen und in einen Tanz-

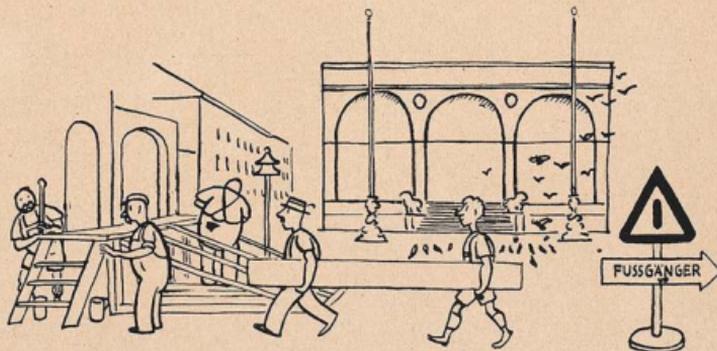
saal verwandelt, und die Ludwigstraße zu einer in Rot und Gold erstrahlenden Via triumphalis gemacht. Gar nicht zu erwähnen die Von-der-Tann-Straße, welche auf das Dreifache verbreitert wurde: ein Unternehmen, dem eine ganze Häuserreihe zum Opfer fiel. Dazu die Umgestaltung der Prinzregentenstraße. Dies, versichert man uns, sei städtebaulich erst ein Anfang. Von der Architektur des Gebäudes gelangen wir zur Baukunst der Stadt. Diese Stadt der Zukunft ist München. Wir glauben, daß es die schönste Stadt der Welt wird.

Unsere Mädchenschulen

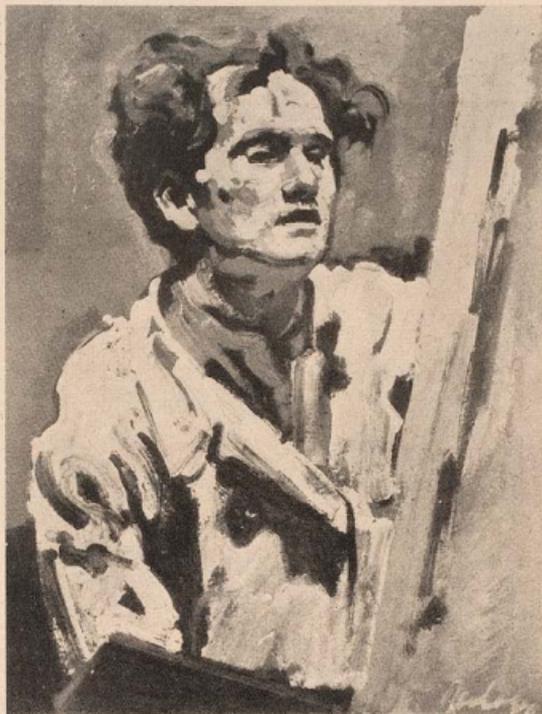
Eine Lehrerin unserer Bekanntschaft erzählt uns:

In der Tertia einer Mädchenschule ist das Nibelungenlied behandelt worden. Im Anschluß daran gibt es den unausbleiblichen Auffag. Thema: Sagen und Siegfried. Die kleine Frida schließt ihre Charakteristik mit dem treuerbezigen Geständnis: „Ich kann nicht verstehen, daß Sagen einen so sympathischen Menschen, wie ich Siegfried finde, nicht leiden kann.“

Die Jugend



Zeichnungen von Dr. Roselius



Selbstbildnis

F. Rederer

Franz Rederer

Franz Rederer ist in der ganzen deutschen Welt zu Hause, von der Schweiz bis zu den Niederlanden. Sein Großonkel mütterlicherseits war Hans Thoma, sein Vater stammt aus Österreich, er selbst ist in Zürich aufgewachsen. Lange hat er in Amsterdam gelebt, wo er bei keinem Geringeren als Rembrandt gelernt hat. Häufig zieht es ihn auch nach München, dessen Galerien großer Meister ihn locken.

Bildnis und Landschaft sind die Hauptgegenstände für Rederers Bilder. Beide entspringen dem gleichen physiognomischen Gefühl. Während aber das Gesicht der

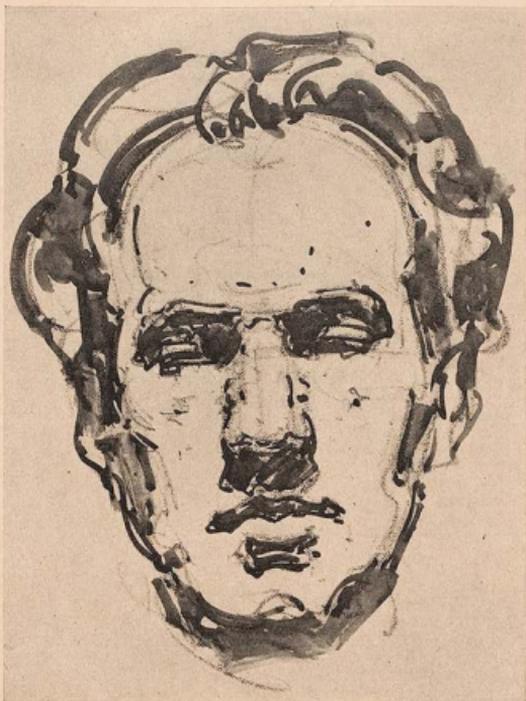
Landschaft sich nach freiem Zufall gestaltet, ist das Menschenantlitz voller Gehege. Dem Bildnis gehört deshalb Rederers besondere Liebe.

„Das menschliche Gesicht ist die Landschaft ohne Zufall. Es ist der Inbegriff des Organischen und somit das vornehmste, reichste Thema für den entwickelten Künstler“, schreibt er einmal. Die wahre Ähnlichkeit liegt für ihn in einer organischen Auffassung der ornamentalen Gliederung des Gesichts. Nicht auf den Umriß, sondern auf die innere Struktur kommt es an.

Rederer ist ganz Maler, der mit dem Farbfleck zeichnet und für den Farbe und Form zu einer Einheit werden. Selbst die Zeichnung ist malerisch. Rederer kennt das Geheimnis, auch die weiße Fläche als Raum und lebendig erscheinen zu lassen. So zeigt eine Pinselzeichnung des hollän-

dischen Städtchens Duivendrecht nicht nur die Türme und waldige Umgebung, sondern läßt auch den dazwischen liegenden Himmel als Raum und nicht als leere Fläche erscheinen, so daß „alles sich zum Ganzen webt, das eins im anderen wirkt und lebt“.

Die Sicherheit seines Könnens hat Rederer allmählich zu einer äußersten Beschränkung seiner Mittel geführt. Es gibt nichts Unwesentliches im Bilde. „In einer Zeichnung sollte kein Strich sein, der nicht eine architektonische Funktion erfüllt“, sagte er einmal. In der Lithographie und Pinselzeichnung entdeckt er ganz neue Möglichkeiten. Es sind bewegte Strukturstudien, auch in der flüchtigen Skizze monumental. Er fühlt seine Kunst — wie die Maler und Architekten des Barock — der Musik nahe verwandt, und es ist gewiß kein Zufall, daß Musiker und musika-



Mein Bruder

F. Rederer

liche Menschen seine liebsten Modelle sind. Rederer liebt auch die anderen Künste, vor allem die Baukunst und die Musik. Bach, Gluck, Beethoven und Brahms sind seine liebsten Meister. Seine Bilder, ganz musikalisch, werden immer im Ganzen gemalt. Der letzte Pinselstrich, sagt Rederer, muß eine Funktion des ersten sein. So ist das Bild eine große Partitur geworden. Rederers Zeichnungen wirken oft wie Khapsodien, wie rasende Etüden. Er zeichnet unablässig, übt seine Hände so gewissenhaft wie ein Pianist.

In seinen Gemälden aber wird die wichtige, gelöste Bewegung der Hand in ruhige Monumentalität gebändigt. Die Bilder wirken riesengroß, heroisch. Zu seiner Sicherheit in der Form kommt seine Beherrschung der Farbe. Rederers Palette ist von einer Einfachheit, die Wissen voraussetzt. Die Bilder sind far-

big, aber niemals bunt. Sehr reich ist die Skala des Grauen. „Im farbigen Grau zeigt sich der Meister.“ In den gedämpften, gebrochenen Tönen seiner Farbe liegt eine Größe, die auf Einfachheit der Akkorde beruht. Damit kann die volle Kraft den farbigen Lichtwerten zugewandt werden. Das Gewaltige, übermenschlich Große, das seine Köpfe zeigen, gibt sich durch die Beherrschung des Aufbaues, die Tiefe des Zell-Dunkel und die Persönlichkeit im Pinselstrich. Doch gibt der gedämpfte, perlmutterne Schimmer der Bilder farblich eine große Bereicherung.

Nichts aber hiesse den Künstler mehr verkennen als zu glauben, daß er seine Wirkungen kalt in Rechnung stelle. Ein Blick auf seine Werke überzeugt vom Gegenteil. Die Persönlichkeit des Malers ist so mächtig, daß es für ihn nur eine

innere logische Entwicklung, aber keine Kitzlungen gibt. Er malt sich selbst.

Bezeichnend für Franz Rederers Humor ist folgende kleine Geschichte, die er uns auf seinem letzten Münchener Aufenthalt erzählte:

Ein Kunstfreund besuchte Herrn Neureich, der sich eine Sammlung klassischer Gemälde zugelegt hat. Vor einem Bildnis von Franz Hals bleibt er lange stehen. Frau Neureich kommt hinzu, und unser Kunstfreund bemerkt: „Aber Gnädigste, was haben Sie da für einen prachtvollen Hals!“

„Nicht wahr“, erwiderte sie geschmeichelt und rechte sich. „Aber Sie hätten mich einmal vor zehn Jahren sehen sollen.“

Unser Kunstfreund erzählte die Geschichte einem Maler und fügte hinzu: „Wie gut, daß ich sie nicht nach ihrem Leibl gefragt habe!“

E. K.



Kopfstudien

Franz Roderer

Kleiner Schach=Leitfaden

Von Wilhelm Welsch

Schach kommt, so weiß das Konversationslexikon zu berichten, von „schah“, was Persisch ist und „König“ heißt, während das Spiel selbst aus Indien stammt. Wer immer Schach lernen will, sollte sich das warnend vor Augen halten. Indien ist bekanntlich das flüssige Land der Fakire und Büßer, wo ansonsten geistig durchaus normale Leute aus purer Liebe zur Sache und einem sichtlich überschüssig an Geduld ihr Leben auf einem spitzen Nagelbrett sitzend verbringen, sich ohne viel Aufhebens für eine Weile lebendig begraben lassen oder im mildesten Fall ganz einfach auf unbegrenzte Dauer zu meditieren und zu fasten anfangen. Die Fähigkeit, freischwebend auf einem senkrechten in die Luft ragenden Seil zu schlafen, hat allerdings, wie ich angehenden Schachspielern zur Verabwägung versichern kann, mit den Voraussetzungen zum Schachspielen nicht unbedingt etwas zu tun.

Aus alledem erhellt, daß man, ehe man an das Schachspiel selbst herangeht, seine Konstitution auf ihre Eignung zum

Schachspielen prüfen soll. Wer es sich nicht zutraut, eine beliebige Zeit von mindestens zwei bis zwölf Stunden auf einem Sessel sitzend ein Schachbrett anzustarren, ohne schließlich den nächstbesten harten Gegenstand auf den mit scharfsinnigen Plänen für eine weitere unendliche Ausdehnung der Partie erfüllten Schädel seines Gegners zu schmettern, nur um der Sache ein Ende zu machen, der ist für das königliche Spiel von vornherein konstitutionell ungeeignet. Vorwiegend ist es auch, festzustellen, ob der Organismus bei mehr oder weniger völliger Abseidung konstanter Nahrungsaufnahme für die Mindestdauer eines halben Tages eine konzentrierte Zufuhr von Nikotin und schwarzem Kaffee in Mengen aushält, deren Gistgehalt genügt, um einen Stier auf der Stelle zu töten. Was die geistigen Voraussetzungen zum Schachspielen anbelangt, so geben die Hypothesen darüber stark auseinander. Fest steht, daß jedes Kind das Schachspiel erlernen kann, während oft die intelligentesten Erwachsenen ihm gegenüber versagen, wie kleine Kinder.

Die praktischen Vorbereitungen für das Schachspiel sind in erster Linie ein Schachkaffee (über die Wichtigkeit der Reihenfolge streiten sich zwei Schulen), ferner das Schachbrett und die Schachfiguren. Das Schachbrettmuster, das in der Ornamentik der Menschheit eine große Rolle spielt, ist uns allen aus Kirchen, Toiletten und Bahnhofswartehäusern bekannt, wird also, offenbar unentdeckt, überall dort angewendet, wo eine gewisse Geduld am Platze ist. Den Schachfiguren liegt eine ehrwürdige, altmodische Auffassung von der Ordnung der Dinge zu Grunde. So überragt der König die Dame um Haupteslänge, während diese die ganze Arbeit für ihn besorgt und sich sogar oft für ihn opfert. Die acht Bauern sind macht- und einflusslos und gewinnen nur durch ihre Menge Bedeutung. Zwei Läufer und zwei Pferde (Springer genannt) vertreten das überholte Prinzip einer raschen, leichten Beweglichkeit, wie sie heute etwa dem Auto und dem Flugzeug zukäme und die zwei Türme mit ihrer machtvollen Fernwirkung gleichen,

in die heutige Begriffswelt übertragen, beweglichen Forts, die ganze Felderreichnis strategisch beherrschen.

Empfehlenswert für den Anfänger ist es, die Meisterpartien nachzuspielen, die in den meisten Sonntagabländern abgedruckt sind. Die Zeichen mit denen sie festgehalten und wiedergegeben werden, sind keine Geheimschrift und nicht schwerer zu erlernen als Gotisch oder Alt-Hörschrift. Hat man sich erst mit ihnen vertraut gemacht, ist das Nachspielen der Meisterpartien ein reines Vergnügen, besonders für Leute, die imstande sind, vierstellige Kubikwurzel in wenigen Sekunden im Kopf auszurechnen. Es zeigt sich nämlich, daß die Meister im Grunde nicht anders spielen, als andere Schachspieler, es sei denn, daß sie dem Grundzug zu buldigen scheinen, daß Kürze die Würde des Spieles ausmacht. Sie geben nämlich meist plögl, mitten in der Partie, das Spiel auf, in einem Stadium, da normale Spieler gerade erst die ersten sechs Stunden hinter sich haben und zu den nächsten zwölf ansetzen; sie erklären die Partie, scheinbar ganz willkürlich, für unentschieden, aufgeben oder verloren und die Sache hat sich. Diese merkwürdige Erscheinung hat einen tiefen Verdacht in mir erregt und ich stelle mir den wahren Vorgang so vor:

Aljefow und Bogoljuchin, die berühmten Schachmeister spielen die siebente Stunde an einer internationalen Meisterpartie. Die Zeiger der Kontrolluhr stehen auf halb neun. Da sagt Aljefow, der um einen Bauern im Nachteil ist, plötzlich träumerisch: „A propos, meine Frau macht mir heute abend gespickten Saksenrücken mit Wilsauce, was halten Sie davon, Bogoljuchin?“

Bogoljuchin wird bleich, weicht Aljefows Blick aus und schwiegt.

Nach einer Weile wiederholt Aljefow lässig:

„Gespickten Saksenrücken mit Wilsauce.“

Bogoljuchin beißt sich in die Lippen, bis sie weiß sind, dann beugt er sich vor und flüstert: „Hol's der Teufel! Haben Sie zufällig ein paar Würfel bei sich, Aljefow? Wer zuerst Paßch wirft hat gewonnen. Wir haben nämlich heute abend zu Hause gebatene Wachteln mit Salat...“

Und die sensationelle Entscheidung einer neuen Meisterpartie ist in die Reichichte eingegangen.

Möglich, daß ich mich auch irre und die Wahrheit so aussieht:

Aljefow und Bogoljuchin spielen die zehnte Stunde, als plötzlich Aljefows Gausgehilfin mit allen Anzeichen größter Erregung in das Lokal gestürzt kommt.

„Gerr Aljefow!“ schreit sie. „Sie sind Vater von fünflingen!“

Worauf sich Aljefow gefaßt erhebt und sagt: „Wie Sie sehen stehen die Oßda gegen mich, Bogoljuchin. Ich gebe auf.“

Und nun noch einige aus praktischer Erfahrung gewonnene Ratsschläge und Verhaltensmaßregeln für den angehenden Schachfreund.

So ist es zum Beispiel ein weit verbreiteter Irrtum, zu glauben, daß es notwendig ist, ein Schach-Theoriebuch zu studieren, um einen Vorteil über seinen Gegner zu erlangen. Ein einfachere und erprobtere Weg ist die rechtzeitige Anschaffung einer Tafel guter Milchschokolade. Um ein Uhr nacht nach einer sechshündigen Partie eingenommen, entscheidet sie den endgültigen Vorteil über den Gegner und führt mit völliger Sicherheit zum Sieg. Fairer Schachspiel ist es, die Schokolade mit dem Gegner zu teilen, unfaire, sie allein zu essen.

Man vergesse ferner nie, daß der gute Schachspieler bei jedem Zug drei Züge vorausdenkt. An und für sich wäre das nicht so bedeutend; wichtig wird diese Regel erst, wenn der Gegner zum Zug kommt. Da er dann gleichzeitig die theoretisch möglichen Gegenzüge einzukalkulieren muß, also, wenn ihm selbst zehn Züge offen stehen, schon allein für sich dreißig Züge vorausberechnen muß und dann noch die auf jeden dieser dreißig Züge möglichen dreihundert Gegenzüge, die wieder je zehn Möglichkeiten offen lassen, die abermals auf drei Züge vorausberechnet werden, die bereits dreitausend Züge ergeben, auf die dreißigtausend andere Züge möglich sind — daher ein Ende praktisch nicht abzusehen ist, empfiehlt es sich, die Zeit, bis der Gegner sich endgültig zu einem Zug entschlossen hat, der Körperlichen und geistigen Erfrischung zu widmen. Man kann inzwischen leicht einen kleinen Ausflug machen. Empfehlenswert ist es etwa, den zehn-Uhr-Schnellzug am Südbahnhof zu nehmen, auf die Kap zu fahren, dort zu übernachten und mit dem Morgenschnellzug wieder nach Hause zurückzukehren. Wenn man auch wohl um einige Stunden zu früh kommen wird, ist man doch durch die Göhenluft für das weitere Warten gestärkt und daher unbesperrten im Vorteil.

Beim Simultanpiel hingegen wieder — das ist das gleichzeitige Spiel eines Spielers gegen mehrere Gegner — sei dem angehenden Schachfreund geraten, die Dosen von zwei aufwärts langsam zu steigern. Sollte er es aber wagen, gleich von zehn aufwärts zu beginnen, so sei ihm dringend nahegelegt, für die Verköstigung und Übernachtung seiner Gegner Vorjorge zu tragen und jedenfalls darauf zu achten, daß ein Friseur im Hause anwesend ist, der die Spieler zumindest jeden zweiten Tag rasiert und ihnen alle vier Wochen die Haare schneidet.

Und nun wohl an und auf zum königlichen Spiel! Es ist, wie ihr gesehen habt, eine anregende, entspannende Beschäftigung, ein wahrer Sorgenbrecher und ich rate euch, es einmal damit zu versuchen:

Wie Sermann Löns sich guten Kaffee verschaffte

Eine heitere Erinnerung

Bei seinen mannigfachen Fahrten durch die geliebte Lüneburger Heide gelangte der im Weltkriege schon 1914 gefallene Sermann Löns oft in östliche Wirtschaften, um sich zu erfrischen und fühlung mit der einheimischen Bevölkerung zu nehmen. — Waren Schinken und Würstchen vorzüglich, das Roggenbrot landwützig, kernig und kräftig, und der „Köhm“ anregend, so war der Kaffee leider vielerorts damals „Mäglig“ zu nennen. „Pladder“, wie man in Niedersachsen sagt, Zichorienaufguß mit Kornmalz, unter spärlicher Zuzunahme einiger Kaffeebohnen.

Um diesem Übel abzuhelfen und sich dem Genuß reinen, unverfälschten Bohnenkaffees hinzugeben, kam eines Tages unserem Heidebdichter in einem Dorfkuh ein feiner Gedanke:

„Fru Suerpott“, sagte der Wehrwolf, Dichter zur Wirtin, „hätt Sei Zichorien in'n Kufe?“

„Hätt Sei ook Kornmalz in'n Kufe?“

„Jarvull, Gerr Löns!“

„Da, denn gahn Sei mal in de Kofe, fru Suerpott, un hohn Se mal Ihren ganzen Bestand an Malz un Zichorien her! — Aber auch alles, verhanden!“

Kopfschütteln trollte sich die Alte und legte alsbald ihren ganzen Vorrat an Kaffee-Ertrag und Streckungsmittel vor Löns auf den Tisch nieder.

„So, dat is nett, leuwe fru! — Tu gahn Sei mal in de Kofe un maken Se mi 'nen groten Pott voll Bohnenkaffee tauredht! — Aber so stark wie sief Männer un juwat wie de Dübel!“



Rheinen

TUGENDLILIE

Von O. Th. Stein

Sie besaßen die Lilie schon viele hundert Jahre, die Leute von Abern. Niemand wußte mehr, von wem sie stammte. Nur eine Sage ging, daß ein Gott sie einst einer Jungfrau von Abern geschenkt habe. Weil ihre Keinheit und Güte ihm an einem Menschenkinde als etwas gar zu Ungewöhnliches erschienen waren.

Als die Jungfrau dann unvermählt starb, sei die Köstliche, schneeweiße, mit Edelsteinen besetzte Blume plötzlich aus ihrer Truhe verschwunden gewesen. Aber dann sei ein unbekannter Weiser zu dem Stadtoberhaupt von Abern gekommen:

„In Zukunft soll die Lilie der Jungfrau der Stadt gehören. Der Gott hat es so bestimmt. Sie wird ihre schneieige Weiße bewahren, solange auch nur noch ein einziger um die Geheimnisse des Lebens Wissender in ihren Mauern weilt, der trotz seines Wissens rein geblieben ist. Findet sich freilich einst keiner mehr, der dieser göttlichen Forderung entspricht, so wird die Wunderblume schwarz werden, wie eine sternlose Nacht oder wie das Gefieder eines Raben.“

In einem Schatzschatz aus purem Golde wurde die Lilie nun im Kathause aufbewahrt, wohlverschlossen und versiegelt. Alljährlich öffnete man den Schrein und einige Auserwählte durften dann die Göttergabe bekunnen.

Und fanden sie jedes Jahr unverändert. Einige Wighen herüber und hinüber und der Schrein schloß sich wieder für ein Jahr über der Lilie.

Die Zeiten gingen hin. Und schließlich vergah man über anderen Dingen, die den Abernern im Augenblick wichtiger schienen, die wunderbare Blume ganz. Nur die Wighen blieben, aber mit Tugend hatten sie alljährlich weniger zu tun.

Der Schatzschatz verschwand unter einem dicken Polster von Spinnweben und Staub. Schließlich wußte weder auf

dem Kathause noch in der Stadt Jemand mehr von der alten Sage und der köstlichen Erinnerungsgabe des Gottes.

Aber dann kam nach Jahrhunderten ein Tag, an dem der junge, lebensbegeisterte und schönheitssehnsüchtige Fürst des Landes durch ein altes Buch von der Lilie Kunde erhielt. Er war streng gegen sich und andere, dieser Fürst, und darum im Lande mehr gefürchtet als geliebt. Als er nun dem Bürgermeister von Abern seinen Willen kund tat, die Wunderblume zu sehen und seinen Besuch für einen der nächsten Tage meldete, geriet das ganze Kathaus in die fürchterlichste Aufregung.

Ein Kleinod? Man wußte doch gar nichts davon? Tun, und wenn man's gewußt hätte — über solchen Aberglauben war man doch schließlich hinaus!

Jedenfalls schien aber der Fürst daran zu glauben und so hieß es unbedingt die Blume herbeischaffen.

Wo aber mochte sie ruhen? Die Wighen tauchten wieder auf. Aber mit ihnen war nichts auszurichten. Selbst mußte der Bürgermeister die Archive durchstöbern. Und da fand er denn auch eine Schrift aus alter Zeit, fand den Schatzschatz und den Schlüssel dazu, schloß auf und — sah zu seinem Entsetzen, daß die Köstliche wie sie Tugendlilie, Kohlschwarz, und die sie schmückenden Edelsteine blind geworden waren.

„Zu neuem Glanz und Schimmer“, stand freilich stolzreich in der Schrift, „wird die Blume danach auferstehen, so die Hand eines unbesleckten Einwohners der Stadt sie berührt.“

Aber wie diese Hoffnung erfüllen?

Die Väter der Stadt verfluchten zunächst selbst ihr Geil. Die Blume blieb schwarz.

„Ich habe es schon immer gesagt“, hub einer der Alten an, „strenger Befehl hätte es gebraucht! Dem Kaiser und der Untucht hätte man mit unerbittlicher Härte zu Leibe gehen müssen!“

„Kauft den Stadtpfarrer!“ riet ein Optimist, „er wettet allsonntäglich gegen die Sünde. Da wird er gewiß der rechte Mann sein!“

Aber der ließ sagen, hier sei deutlich Gottes Finger zu sehen und er habe kein Recht, in dessen unerforschlichen Ratsschlus einzugreifen. Nur aus der Gemeinde selbst könne die Sühnung kommen.

Ähnlich zog sich die Oberin des Nonnenklosters aus der Affäre. Schlichte war trotzdem eine Nonne, doch die besserten auch nichts.

Tun wurde der Jungfernbund gerufen. Aber da er sich gerade aus Mangel an Beteiligung hatte auflösen müssen, konnte er nichts helfen.

„So stelle man die Blume öffentlich aus und lasse sie von jedem berühren, der da will!“ schlug jener Optimist vor.

Es geschah. Die Menge stieß und drängte sich zu der symbolischen Sammlung. Aber nichts änderte sich an dem Schreckensbilde: die Blume blieb schwarz.

Die Nacht kam. Fast schliefen die den Schatzschatz bewachenden Stadtsoldaten ein. Da kam noch eine Alte, die im Kathause selbst bedienstet und eben erst mit ihrer Arbeit fertig geworden war. „Annschen vom Kathaus“ hießen sie die Leute spöttlich und jedermann wußte, daß der Gott ihr in ihrer Jugend wohl am allerwenigsten jene wunderbare Blume würde geschenkt haben.

„Scher dich weg!“ knurrte sie der eine Stadtsoldat an, „von deiner Hand wird die Zauberkilbe sicher nicht weiß!“

„Wenigstens betrachten wird man das Wunderding wohl dürfen!“ warbete die Alte ihr Recht.

„Unfertwegen! Es ist nicht verboten!“ gähnte der zweite Soldat. Und dann schliefen die beiden ein.

Ein vernünftiges Grinsen ging über die Züge der alten Anne. Fastig holte sie die Wunderblume aus dem Schrein und setzte sich damit abseits.

Gegen Morgen erwachte der Bürgermeister von jubelnden Rufen vor seiner Tür: „Die Lilie, herr Bürgermeister, die Lilie! Sie ist plötzlich weiß geworden!“

„Und wer hat —?“ wollte er atemlos fragen. Aber da wußte ihm keiner Antwort zu geben: „Wir wissen's nicht! Nach dem Letzten am Abend hat sie feiner wieder berührt. Aber da war sie noch ganz schwarz!“

Da ließ der Bürgermeister ausrufen, daß jenem eine hohe Belohnung erhalten solle, der sagen könne, wie die Tugendlilie wieder weiß geworden sei.

Es meldete sich — das „Annschen vom Kathaus“.

„Was wirst du schon wissen, alte Schatteke?“ fuhr sie der Bürgermeister ärgerlich an.

„Weiter wißt Ihr mir nichts zu sagen, wo ich doch die Ehre der ganzen Stadt getretet habe?“

„Ausgerechnet du?“ höhnte das Stadtoberhaupt.

„Ja freilich ich, wer sonst? Her mit der Belohnung!“

„Was willst du haben?“

„Ein Häuschen und eine lebenslängliche Rente!“

„Aber erst beweisen, daß —!“

„Kinderleicht! Ich hab die Lilie mit Puzpomade wieder blank gemacht!“ — triumphierte das Annschen vom Kathaus.



Bolt



An der Schwarzbach (Hessen)

G. Benzig

Am Fluß

In der hühen Weide
ist der Sommer mild.
Dunkel summt die Heide,
leise schwankt mein Bild.

Still in dünnen Binsen
rührt sich allelei —
grüne Wasserlinsen
treiben blind vorbei.

Was ich seh und ahne
spiegelt sich am Grund,
winnt die grüne Fahne
dem verborgnen Mund.

Was ich tu und leide,
eilt vorbei und schweigt.
Silbern klingt die Weide,
tief hinabgeneigt.

Rolf Wernet



Hauschild

Malintzin, la buenita

Von Lia Eleonore

Sie ist zu mir gekommen nach einem Tag voller Widerwärtigkeiten — graue, regenverschüttete Stunden, ein rauchender Herd, in dem das Feuer nicht brennen wollte, auf dem Tisch eine Arbeit, die nicht recht vorwärts ging, und am Mittag keine Post! Kaffee und gleichmäßig war der Briefträger vorbeigejagt auf seinem Kad, vorbei an dem Birnbaum der Feldgrenze und an dem schmalen Weg zu meiner Einsiedelei — wie eine Verköpferung des gleichgültigen Schicksals.

Doch das ist alles nun vorüber, halb vergessen schon, seit Nita bei mir ist. Das Mädchen Nita, das am Rand des Urwaldes aufwuchs und einen Leoparden als Spielgefährten besaß.

Vor einem Jahre kam sie nach Deutschland mit beimwehkranker Seele, guten Vorsätzen für das neue Leben und mit schüchtern sich regenden Erwartungen neben Schmerz und Sehnsucht und zärtlicher Erinnerung. Man hatte ihr so viel Schönes berichtet von der Heimat ihres

Vaters, vom deutschen Winter und dem Gaus ihrer Großmutter, nahe dem Meer, von der Stadt und der Schule. Wie ihr „Babo“ sich freuen wird, wenn sie vernünftig und brav lernt — er käme ja bald nach, sobald die finca verkauft wäre.

Bald — kleines, oft gegebenes Trostwort vieler Trennungen! Nun ist es in einem Kinderherzen, eine kleine Flamme der Zuversicht, in Liebe und Sehnsucht tragenden Briefen, — und ein banges Fragen an den einsamen Abenden eines ehemaligen Marineoffiziers; nach dem schmachvollen Friedensschluß verließ er sein Vaterland, in Guatemala neuen Lebens- und Wirkungsraum für sich und seine junge Frau suchend. Vielleicht träumte er das Geheimnis des Vergessens in den Tropenferne, die mir Nitas helle Stimme an guten Stunden nahe bringt.

Ich erlebe dann mit ihr die Tage in San Fernando — die Spiele im farbenflamenden Gartenparadies unter Guayaven und Melonenbäumen, zwischen den Kindern der Indios und Tieren — die traumhaft vorbeistreichende Welt der Schmetterlinge, bunt aufglühende Blumenfelsen in den Goldströmen des Morgens — das Treiben edelsteingrüner

Oeckos und zahlloser gesiederter Sängler in federartigen Papayakronen, im Busch, am Wasser. Zuweilen kommen Schlangenbesüde ins Gaus oder Skorpionen mit den betäubenden Dämpfen der Tropennacht. Das Sirren der Zifaden und Grillen schwärmt wie ein unterirdisches Orchester um die vielfältigen Laute der großen und kleinen Lebewesen im Dunkel, Kampf- und Lieberufe und Todeschrei fällt an der Schwelle des Schlafes, wenn Mico auf Abenteuer auszieht.

Wie ein großes, seltsam bebildertes Märchenbuch ist Nitas erste Kindheit und sie selbst gleich einem verirren Waldgeschöpf, wenn sie von ihrem Freund Mico spricht — ein weichfelliges Leopardenzähne mit flaumbehaarten Muschelohren und großen, hellen, geschienen Augen. Ein Peon fand ihn einst in einem hohlen Baum der Montana und brachte ihn in ihre. Er folgte ihr überall hin, wachsam, treu und furchtlos. Und auch später kam er immer wieder von seinen nächtlichen Streifzügen durch die Montana.

Wie selig sie war über den ersten Ritt mit dem Vater auf die Pflanzung hinaus! Stundenlang im Sattel, an endlosen Kaffeefeldern vorbei und den Scharen stiller, schmaläugiger Indios. Kaffee-Ente! Sonne, lodrender Tropenbrand, und ferne weite Puna, dunkle Menschen und vorüberstürzender Falterflug.

„Ein Strauch bringt ein Pfund Kaffee, sagte mir Babo, und wir ernten in einem guten Jahr 8000 Zentner — du kannst dir da vielleicht vorstellen, wieviel Land und Leute zu unserer finca gehören, und wie müde Babo abends oft war von den langen Ritten. Denn er mußte ja fast immer dabei sein“... Pflanzereleben! Tag um Tag in der Abgeschiedenheit eines Farmhauses, zwischen fremdem Menschenvolk und felsamer Pflanzenswildnis — immer die beiden Dulkane am Rand der Landschaft, zwei starre Todesmale über den Farbenwundern des Tropenfrühlings und über den Mähälren der Ernte — manchmal Briefe aus der Heimat und manchmal kleine feste unter den Indios — Natividad und Neujahr mit Feuerwerk und Gesang und Glückwünschen — die Regenzeit mit ihrem giftigen Giebertatzen, ihren grauen Schwermutsgedanken — dann wieder ein Ritt in die Stadt zu blinkenden Lichtern, gepflegten Menschen — höfliche Geßen, Musik und erste Gesprächs, wie ein Spuk einer verschollenen Zeit ist es, fast qualender noch als die Einsamkeit. Pflichten, Köfen, Warten, Verzicht und viel Sehnsucht.

So erfuhr ich es aus vielen Begebenheiten, wenn Nita erzählt und ihre Sehnsucht mir rückschauend den Tag verzauberte.

Malintzin, la buenita, die gute Kleine Maria, nannten sie die Eingeborenen von San Fernando.

Nun sitzt sie mir gegenüber, den dunklen Dagenkopf im roten Samt des Sesselfußens, die Hände über den angezogenen

Anien verstränkt. Wir haben zusammen Tee getrunken und von den Vorzügen des Landlebens gesprochen, von Tieren und von unseren kleinen und großen Wünschen und Sorgen. Doch alle Worte gingen nur wie ein verschwimmender Schein über den wunderbaren, schweren Hintergrund der Erinnerungen an Vitas Kindergehalt. — Regen sprüht leise sühnend die Fenster, flüstert und schwagt, einformig gleich dem Singen einer alten Aya über tausend Weibschifflein. Bunte Fäden verdingelt sie zu bunten Worten: Von Sautari, dem Abendstern, der die Blumen-seelen einsammelt und das Kleid der Mondgöttin silbern bestickt, von der weisen Kurumi, die den Menschen gute und böse Träume bringt...

„Malinje, la buenita!“ feierlich klingt der Name, obwohl ich ihn halbblaut aussprach. Vita sieht mich groß an, staunend, ja ein wenig vorwurfsvoll.

„Der Name paßt nicht mehr zu mir, er gehört zu den Indios und ich gehöre nach Deutschland“, erklärt sie in ungewöhnlich bestimmtem Ton.

Ist es frühreife Erkenntnis oder nur ein tapferer Wunsch, die vergangene Zeit aus ihrem Herzen zu verbannen? Deinstimmung ihrer Eltern vielleicht? Ihr Gesicht ist gespannt von Entschlossenheit und innerer Erregung. „Weißt du, ich habe Mama gebeten, sie soll jetzt Maria zu mir sagen — weil ich ja schließlich so getauft bin und“ — sie stockt, nach Worten suchend, „es klingt albern — eigentlich ist es auch unwichtig. Weißt du, früher haben sie mich in der Schule oft zum Spaß so gerufen, Malinje, la buenita“. Und wenn sie es auch nicht böse gemeint haben, mir hat es doch jedesmal sehr weh getan. Ich hatte ihnen von Guatemala erzählt — am Anfang fragten sie soviel und ich wußte ja nicht, daß sie sich später darüber lustig machen. Aber das ist nicht der Hauptgrund, nicht Imperlichheit — verstehst du — sie sollen nicht denken, ich biete mich für etwas Besonderes“ — mit einem kleinen Seufzer schweigt sie für eine Weile. Dann spricht sie von einer Jaltbootfahrt, so ausführlich beschreibend, als wollte sie meine Gedanken ablenken von ihrem kleinen Bekennnis. Die Unterhaltung führt dann über einen kleinen Umweg von Büchern, Briefen wieder in die ländliche Wirklichkeit zurück. Wir planen eine Bergtour für morgen, aber es hängt vom Wetter ab. Vita geht in den Garten, nachsehn, „ob der Himmel noch immer so ein Regengehicht macht!“

Die dunkelverschleierte Berge schimmern taubengrau über Waldrand und Wiesen. Und der See — mein geliebter See, der so oft herauf grüßte durch rosarote und blaßviolette Abendhsleier — er liegt trüb, bleifarben im Tal. Fröhlich schaue ich in den grau sinkenden Tag, dann sehe ich Vitas Gesicht, die große staunende Stille ihrer dunklen Augen.

„Wie schön friedlich das alles schlafen geht“, sagt sie leise. — Ja, aber schöner

fände ich es unter einem wolkenlosen Himmel mit blinkenden Sternen — „ein bißchen kalt ist es, auch, morgen regnet es sicher wieder.“

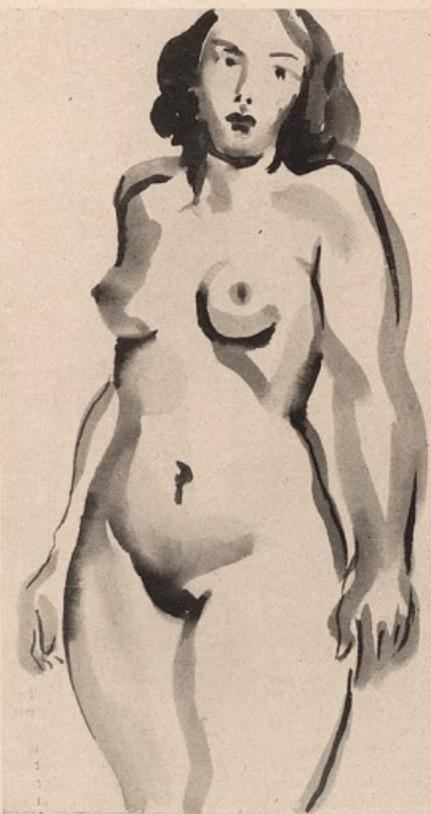
„Die Bäume und die Wiesen freuen sich doch über den Regen“, meint Vita. „Davon hätten sie allmählich wohl genug bekommen“, bemerke ich, „sie werden sich zur Abwechslung auch mal Sonne wünschen.“

„Ob sich Bäume überhaupt etwas wünschen: Sie sehen alle so gebuldig aus“... Bis zum Einschlafen geht mir diese Frage nach, mitten durch wiederkehrende Sorgen, Pläne, Erwägungen — wieviel Wünsche kommen und gehen durch ein Menschenjahr, soviel Wünsche um das großgeschriebene, liebe Ich — von der Daumblüte bis zur Rente hin. Der Ärger des Vormittags fällt mir ein — die Post, der rauchende Herd, die verärgerte Arbeit — Dinge, die ich so wichtig nahm, daß sie

mir beinahe die Laune verderben. Und ich sehe hinter geschlossenen Lidern plötzlich Vitas erstes Kindergehicht mit den dunklen, gebuldigen Augen und dem Ausdruck frühen Leidens um die blaffen Lippen.

Wartenkönnen, schweigend ertragen und verzichten!

Mußte erst dieses kleine Mädchen kommen, um mich daran zu erinnern, wieviel es gibt in der Welt, wieviel enträushtes Heßen und Elend — und ich höre eine leise Stimme sagen: „Da sind deine Plagen, die dir so bedeutend erscheinen, kleine, lächerlich kleine Leiden, wenn du einmal darüber hinaus siehst auf die Menschenschicksale, die so über dem deinen stehen, wie jene alten Bäume mit ihren mächtigen Kronen — und alle Stürme des Lebens so hinzunehmen wissen, still und gebuldig.“



O. Fuchs



Am Starnberger See

F. Gartz

Liebeszauber

Eine Kurzgeschichte

Von Dorothea E. Schumacher

Als Großmutter ein Kind war, da waren Drogisten und Apotheker gar oft noch die persönlichen Berater und Seelentröster, Ärzte und Helfer des Kleinbürgers in allen Lebenslagen!

Die Apotheke des „ehrengerechten“ Franz Kaver Steinlein lag am Ende der Dombgasse, in deren Hintergrund, im Schein weniger Öllaternen, das Gemäuer

der Stiftskirche riesenhaft aufragte. Hinter den Gängen der Gasse lagen große Obsthäuser, die auf der Rückseite an den Strom grenzten. Am anderen Ufer, ganz fern, lag eine andere große Ortschaft, Ochsenhofen.

Ein blauverglastes Lämpchen brannte Tag und Nacht in der „Hgl. bayerisch privileg. Apotheke und Drogerie“ und

wer sie besuchte, hatte oft etwas gar Geheimnisvolles vor. Ein paar Häuser entfernt wohnten Herr Steinlein und sein Freund Lothar Mooshuber bei Herrn Lobejam zur Miete. Der hatte eine Tochter, namens Euphrosina. Und das ist hier vorauszusetzen, daß beide Mietsherren, Kaver, sowohl wie Lothar, das Mädchen liebten! Kaver, der Benachteiligtere, sah in ihr das extractum purum alles dessen, was chemisch rein und „offizinell“ war — in seiner Apotheke war sicher kein Arkanum, so rein und klar, wie sie! Aber er war verzagt, seine Hoffnungen blieben unerfüllt im Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit und der Bescheidenheit des Äußeren... Zwar wußte Kaver allerlei vom Leben und Sterben, nach außen hin aber hielt er sich für den sonnenblinden Lebewurm, in seinem zu weiten, blauen, mit chemischen Flecken verunzierten Tuchrock, der nach Alor und Baldrin roch — vor allem aber war Lothar Mooshuber die „Fliege in seiner Suppe“, denn dieser genoss, was Euphrosina ihm, Kaver, zugedacht hatte: lächelte sie, dann fing Jener diesen Sonnenstrahl auf! Dafür war Lothar aber auch ein guter Kunde bei Kaver, der nicht nur Seiftpflaster und Salbe, sondern auch die feinsten ausländischen Seifen und Parfüms kaufte — für wen nur?

Jetzt eben erschien Lothar wieder, ließ sich in seiner beiläufigen Art an der Theke nieder und sprach zu dem, gerade Benzoe-tinktur in ein Pulver Rührenden — „Kaverl, passe jetzt mal auf! Ich brauche was. Wenn du das richtig zusammenstellen könntest!“

„Du schaust ja aus wie ein gestochenes Kalb, Lothar!“

„Fast richtig getroffen, Kaver! Ins Herz bin ich getroffen vom Gott der Liebe! Du —“ er faßte ihn an dem großen Frackknopf — „Die Euphrosina und ich, wir wollen heute zusammen auserfechten, gegen den Willen des Alten — über den Fluß, nach Ochsenhofen!!!“

Vor Schreck warf Kaver den kleinen Mörser um — doch Lothar fuhr fort — „das heißt, wenn das Mädchen die richtige Minute abpaßt und wenn ihr Wille wach bleibt! Aber einen Tag will sie und den anderen wieder nicht. Kleinmütige! Wir haben uns vor drei Tagen für heute Abend geeinigt, aber ich fürchte, daß sie mir abschmappet, wenn der Moment der Flucht gekommen ist!“

„Du brauchst also offengestanden, ein — Mittel — einen Liebeselixier?“

„Wohl, wohl! Heute muß alles gut gehen, sonst ist's gescheit, für lange Zeit. Drüben überm Fluß in Ochsenhofen wartet auf uns schon ein kleines Gäuslein mit Teekessel, wenn Sinchen nur nicht anderem Sinnes wird! Der alte Meister Lobejam mag mich gar nicht und hat ihr eine Woche lang jede Rede mit mir verboten — haben uns also schriftlich geheim verständigt. Ich verdiene jetzt zwanzig Reichsthaler in der Woche und Sinchen wird es

nie zu bereuen haben. Gibt es nicht eine Droge, die „Besändigkeit der Zuneigung“ hervorbringt?“

Kavers Mienen hellten sich auf; er begriff. Lothar fuhr fort: „Ein kürzlich verstorbenen Freund erzählte mir, wie ein verstorbenen alter Schäfer ihm für sein Mädchen etwas gegeben habe: von Stund' an sah sie in Liebe ergeben zu ihm auf und war blind für andere Männer — so etwas also müßte ich —“

Dieser Lothar war doch also ein ganz Schlaue! Brauchte ein Mittel für Euphrosine, auf daß sie sich freudig entführen ließe!

„Ja, und ein paar Stunden soll's vorhalten, Kaver; um sieben essen wir mit Lobejams zu Abend, um acht geht Sinden mit „Kopfschmerz“ zu Bett und um neun Uhr schleich' ich durch den Garten vom Zuberbauer, da wo eine Planke lose ist, in Lobejams Garten hinein. . . kriech' unter Sinden's Fenster und helf' ihr, auf das vereinbarte Signal hin, auf der Leiter aus ihrem Fenster herunter. . . Kannst du mir dazu helfen, daß sie Mut und Lust zu dem festen Wagnis behält —“

„Ja, da müssen wir Pharmazeuten denn doch vorsichtig sein, lieber Lotharius! Dir würde ich so lach eine Pastille wohl anvertrauen, aber du willst sie ja der Euphrosine Lobejam eingeben — wollen mal sehen — wollen mal sehen — hm —“. Er ging hinter die Theke, suchte lange herum und zerrieb endlich eine weiße Masse mit starkem „Valerianenkofel“ — dazu Milchzucker oder dergleichen zu einer festen Masse, die er in ein Ägelnchen rollte und zierlich einpackte — „so! Das Mittelnchen wird helfen!“

Das Mittelnchen würde Schlaf bring-

gen, festen Schlaf, sonst nichts, ganz ungefährlich — ausgezeichnet! Als er es dem gespannt zuschauenden Lothar überreichte, kam er sich unerhört schlau vor — nein, auch schadenfroh! Denn mit diesem Valerian würde das „Sinden“ sich nicht wach und liebend entführen lassen, sondern schlafend das Signal des Sarenden verpassen! Ja, dieser überschlau Lothar sollte auch mal überdoppelt werden und vielleicht, vielleicht, wurde das holde Mädchen dann doch noch sein, Kavers Bräutchen —! Er verdrang sein höhnisches Grinsen hinter der Theke und empfahl, das Mittelnchen in Milch oder Wasser gelöst, nehmen zu lassen, was natürlich unbemerkt geschehen sollte.

Dann, als Lothar fortgestürzt war, da sandte er mit Boten einen Brief zu Lobejam, worin er ihn von Lothars schwarzen Plänen unterrichtete. Dieser Herr Lobejam, ihr Vater, war ein starker, rajscher Mann, mit dem nicht zu spaßen war — wenn er nicht juist schlief. Er kam selbst in die Apotheke, um sich für Kavers Mitteilung zu bedanken: „Dieser alte Nichtsnutz — war' er! Meine Schlafkammer ist gerade über der Tochterstube — und ich geh' zeitig mit der geladenen Flinte herauf: sobald der mein Anwesen von hinten betritt, da kommt er auf der Tragbahre weg, und nicht in der Hochzeitschasse!“

„Lothar wird's schlecht ergehen, wenn nun Euphrosinchen in Morpheus Armen entschlief!“ — so dachte sich Kaver und saß die ganze Nacht in der Apotheke, auf die Nachricht von der Tragödie bei Lobejam harrend! Erst um acht Uhr morgens verließ er die Apotheke — doch, noch lief

ihm da freudestrahlend in den Weg: — Lothar Moosbüder!!

„Alles glücklich, freude! Geissen Dank! Auf die Sekunde kletterte das Euphrosinchen die Leiter hinab und mir in die Arme. . . sitzt jetzt schon im Säulchen jenseits des Stromes und zieht sich eine entzückende Krimoline für mich an — ach, bin ich glücklich, Kaver! Du beschickst uns mal und speist mit uns, gelt? Habe eine neue Anstellung in Sicht und geh' mich joeben vorstellen. Aufgeboden sind wir auch schon!“



„Nun, und das — Mittelnchen!“

„Ja, dies' famense Zeug!“ — lachte Lothar — „das wirkte so: ich dachte mir so beim Abendrot, daß ich mein Mädel doch wohl auch ohne Liebeszauber kriegen müßt' und behiel's in der Tasche. Dann sah ich Vater Lobejam — und das Wetterleuchten in seinem Gesicht und dachte — ha, der braucht ein Mittel, um „Zuneigung“ für mich zu gewinnen — was tat ich also? Warf die Pastille im unbeobachteten Augenblick in seine Milchsuppe! Worauf er dann wohl also geschlafen hat, wie noch nie. . . probat, probat! Und mir so verstattete, sein Tochterl' in aller Gemütlichkeit zu entführen.“

Der arme Kaver hat sich hierauf engduldig geschlagen gefühlt.



Künstler-Pech!

Von Maria Bruns

Photographiert werden ist meistens eine nette Angelegenheit! Vorausgesetzt natürlich, daß der glückliche Besizer der Kamera ganz genau weiß, wo das Objektiv ist, wozu die verschiedenen netten Mechanismen dienen und daß auch Platten oder Filme dazu nötig sind. Mein kleiner Freund Peter erhielt seinen ersten Apparat zu Weihnachten. Selbstverständlich mußte er sofort ausprobieren werden. Es dauerte wohl eine ganze Stunde, bis die gesamte festliche Gesellschaft zu jedermanns Zufriedenheit mit den schönsten Photographiergeräten gruppiert war und gläubig auf den stolzen Kamerabesitzer blickte, der unter Aufsicht seines nicht weniger stolzen Vaters an den verschiedenen Schraubchen drehte. Und dann wurde geknipst! Die zu Stein erhartete festliche Gesellschaft verwandelte sich wieder in fröhlich sich bewegende Menschen. Peter und sein Vater stritten sich um das Vorrecht, den Film auf Numero 2 zu drehen, und stellten dabei fest, daß überhaupt kein Film im Apparat war. Ach ja, Künstler-Pech!

Etwas später machten wir einen Ausflug, und ich stellte mich großmütig als Modell für den photographierwütigen Peter zur Verfügung. Trotz meiner 180 Pfund wurde ich mit den vereinten Kräften der gesamten Ausflugsteilnehmer auf einen dicken Ast verfrachtet und unter recht

aufmunternden Zurufen veranlaßt, eine sehr malerische Stellung einzunehmen. So wartete ich nun, ergeben in mein Schicksal, auf das Knippen des zukünftigen Meister-Photographen!

Nachdem mein rechter Arm und mein linkes Bein eingeschlafen waren, und sich auch an anderen Körperteilen unliebsame Druckstellen bemerkbar machten, versuchte ich, die sehr malerische Stellung etwas zu wechseln, fiel aber ungefähr wie eine reife Melone vom Stengel, weil die ganze Gesellschaft in ein furchtbares Indianergeheul ausbrach! Peter hatte nämlich soeben geknipst!! Künstler-Pech! Ich wurde unter Androhung der Todesstrafe gezwungen, noch einmal als Kammeraffe den Baum zu umschlingen, und siehe da! die Knipserlei ging ohne Katastrophe vonstatten, und Peter behauptete kühn: „Das Bild schick ich bestimmt auf die Ausstellung! Das wird Noke!“ Am anderen Tage wurde das Ergebnis bekanntgegeben. Es war erschütternd!! Den Hauptbestandteil des Gemäldes bildeten meine Schuhsohlen und Nasenlöcher! Künstler-Pech!

Man hätte ja nun annehmen können, ich sei in bezug auf photographische Angelegenheiten etwas vorsichtiger geworden. Das stimmt auch, soweit es meine wertige Person betrifft, aber ich sehe gar nicht ein, weshalb andere Leute sich nicht photographieren lassen sollen! Eines Tages besuchte mich Tante Emmy aus Benrath, und ich schleppte sie zur Kölner Messe, wo eine große Kolonial-Ausstellung war. Tante Emmy war begeistert! Besonders die Abteilung Neuguinea hatte es ihr angetan! Um der lieben Tante eine Freude

zu machen, bat ich den dort beschäftigten Photographen, doch irgendeine hübsche Aufnahme anzufertigen. Tante Emmy rannte aufgeregt von einer Ecke in die andere. Was war wohl interessant genug, um ihr als Hintergrund zu dienen? Da gab es greuliche Holzplastiken von Gausgöttern (für meinen Begriff hätte sie ja am besten hierzu gepakt!), Trophäen der Kropfjäger, geschnitzte Holzstulen, große und kleine Trommeln, phantastische Tanzmasken und der liebe Himmel weiß was alles! Nach langem Hin und Her entschied die Tante sich dann, auf ein Podest zu klettern, auf welchem sich eine große Signal-Trommel aus Neuguinea befand, die von einigen herrlichen Palmen beschattet wurde. In nicht nachzubemender Pose lehnte sich die ziemlich umfangreiche Tante an die Signaltrommel, die Augen schwärmerisch zu den Palmen erhoben! Es war ein wunderbarer Anblick, und wurde eine noch viel herrlichere Aufnahme! Der Photograph brachte mir zwei Tage später die bestellten „24“ Abzüge, hatte es sehr eilig, nahm sein Geld in Empfang und verschwand merkwürdig schnell! In genießerischer Vorfreude packte ich die Bilder ganz langsam aus. Dann mußte ich mich setzen, und die Tränen (zu meiner Schande muß ich gestehen, daß es Lachtränen waren) kullerten mir aus den Augen! Ja, da stand sie, die gute Tante Emmy, in vorbildlicher Haltung unter den Palmen, und dicht unter ihren Füßen prangte ein großes Schild:

Tr. 52.

Alte Signal-Trommel aus Neuguinea.

Ach ja! Künstler-Pech!!!



Jeder Mutter jedem Kind glückliche Stunden

Gebt für das Hilfswerk:

Mutter u. Kind

Verlangen Sie überall die „JUGEND“

Markensammler Werbungen
eth. inter. Nachdr. bringt
kostenlos Markenkörper Arbeit
München, Baaderstr. 48

Qualitätsdrucke geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München
Herrstr. 8 - 10, Tel. 207 63

HEINLOTH & Co KDT-GES.
FRÜNCHEN 2 N.W. • ANNULF-STR. 26.
FERNSPR. 52547

KLISCHEE

QUALITÄTS-
UHREN
MÜNCHEN • SCHÜTZEN-STR. 9
BEI M. HAUPTBÄHNHOF

Klischees Anstalt
für Kopiermaschinen
Reparatur und
Reinigungen
Münchener
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

„Urbanstraße“

Von J. G. Köstler

Der Herr, der in der Straßenbahn saß und seine fünfzehn Pfennige abfuhr, starrte keineswegs stumpfsinnig vor sich hin, noch las er eine Zeitung. Nein, er betrachtete die Gegend und die Fahrgäste, er hörte genau zu, was der Schaffner sagte und was man von ihm verlangte, ja, als der Schaffner die Station „Urbanstraße“ ausrief, konnte er nicht mehr umhin und fragte:

„Wie heißt die Station?“
 „Urbanstraße“, wiederholte der Schaffner.
 „Hält jeder Wagen hier?“
 „Ja wohl, mein Herr.“
 „Steigen viele Leute hier aus?“
 „Sehr viele, mein Herr.“
 „Und steigen auch viele ein?“
 „Es geht, mein Herr.“
 „Danke schon.“
 „Bitte sehr.“

Die Straßenbahn fuhr weiter. Die nächste Station hieß Königplatz. Der neugierige Herr winkte dem Schaffner.



Welden

Einer, der lieber zu Fuß geht

„Ist hier eine Umsteigestation?“
 „Ja.“
 „In welche Linien kann man hier umsteigen?“
 „In die Linie 33 und 22.“
 „In die Linie 25 nicht?“
 „Nein.“
 „Warum nicht?“
 „Die Linie 25 fährt hier überhaupt nicht vorbei.“
 „Aber wenn sie nun vorbeiführt?“
 „Ich verstehe nicht, mein Herr“, antwortete der Schaffner, schon ein wenig ungeduldig. Aber der Herr fuhr freundlich fort:
 „Ich meine, wenn nun die Linie 23 hier vorbeiführt, dann könnte man doch auch in die 25 umsteigen?“
 „Gewiß.“
 „Sehen Sie, das wollte ich nur wissen. Danke schon.“
 „Bitte!“ sagte der Schaffner.
 Aber es klang keineswegs höflich.

Die Endstation kam.
 „Straßenbahnhof: Endstation!“ rief der Schaffner.
 Alles stieg aus. Nur der neugierige Herr nicht.
 „Was machen Sie jetzt?“ fragte er den Schaffner.
 „Wir fahren in zehn Minuten zurück.“
 „Das ist in zehn Minuten? Nein, ich meine, was machen Sie jetzt?“
 „Die Straßenbahn hält so lange.“
 Der Herr schüttelte ärgerlich den Kopf.
 „Das macht die Straßenbahn. Ich frage aber, was Sie machen?“
 „Ich frühstücke“, brummte der Schaffner.
 „Was? Jetzt mitten im Dienst?“
 „Erlauben Sie mal —“
 „Frühstücke Sie jedesmal, wenn Sie Pause haben?“
 „Selbstverständlich.“
 Der Herr nahm seine Brille herunter, punzte sie sorgfältig und meinte:
 „Dann wundert es mich allerdings nicht!“
 „Was wundert Sie denn nun schon wieder nicht?“

„Daß Sie mit Ihrem Gebalt nicht auskommen, wenn Sie am Tag achtmal, neunmal, zehnmal frühstücken!“
 Der Schaffner war zwar viel gewöhnt, aber dies ging ihm doch über die Gutsschur. Hornig fuhr er auf:
 „Wer sagt Ihnen denn, daß ich mit meinem Gebalt nicht auskomme?“
 „Meine Logik!“
 „Über was?“ schrie der Schaffner.
 „Meine Logik!“ sagte der Herr streng, „wenn andere Leute nur einmal frühstücken und gerade mit ihrem Gebalt auskommen, muß sich bei Ihnen ein Fehlbetrag ergeben, wenn Sie zwanzigmal am Tag frühstücken! Was frühstücken Sie denn, wenn man fragen darf?“
 Der Schaffner schwankte zwischen Wut und Lachen über den Komischen. Leider siegte die Wut.
 „An Dreck!“ schrie er erboßt. „Sie zahlen es mir ja doch nicht! Und wenn ich Ihnen einen Kack geben darf, fahren Sie das nächstmals nicht Straßenbahn, sondern rutschen Sie mir den Buckel herunter!“

Der Herr sagte eine Weile nichts. Dann erhob er sich steif, stieg wortlos aus dem Wagen, überschritt, ohne nach rechts und links zu schauen, die zahlreichen Gleise und ging auf das rote Haus zu, über dem „Verwaltungsgebäude“ stand.
 „Ich möchte mich beschweren“, sagte er sachlich.
 „Über was?“
 „Über Unbotmäßigkeit eines Schaffners!“
 Man führte ihn zum Direktor. Man holte den Schaffner. Der Herr erzählte weiterschweigend, daß er nur einige Fragen allgemein interessierenden Inhaltes an den Schaffner gerichtet habe. Der Schaffner wiederholte die Fragen. Der Direktor hörte sich alles mit an. Der Herr schrie:
 „Und zum Schluß sagte er mir, ich solle ihm den Buckel herunterrutschen!“
 Der Direktor beschwichtigte ihn:
 „Das ist ja nun nicht so schlimm, mein Herr!“
 „So? Meinen Sie das? Sälten Sie das etwa auch zu mir gesagt?“
 Der Direktor nickte:
 „Ja. Aber nicht erst auf der Endstation. Sondern bereits in der Urbanstraße.“

SEEHAUS
 KLEINHESSOLOHE

Die führende Gaststätte im Englischen Garten in idyllischer Lage am See
 Täglich nachmittags u. abends Konzert

Liebe Jugend!

America: Die Zuchthäuser der Straf-anstalt Sing-Sing werden zur sonntäglichen Morgengandacht geführt. Als erster Choral wird gesungen:

„Bis hierher hat uns Gott geführt
Durch seine große Güte.“

In Baden-Baden trifft Leijetrott auf dem Turfplatz einen Bekannten. Letzterer fragt:

„Sagen Sie mal, Herr Leijetrott, wiefo kommt das, daß Sie beim Kartenspielen so viel Glück haben und beim Nennen Ihr ganzes Geld verlieren?“

„Das fragen Sie noch?“ ruft entrüstet Leijetrott.

„Wiefo? —?“ meint der andere.

„Die Pferde! Verstehen Sie, die Pferde kann man doch nicht mißhen!“

Aus dem roten Spanien:

Miliz-Untersoffizier: „Was werden Sie tun, Kefrut Kohn, wenn der Ruf ertönt: freiwillige vor!“

Kefrut Kohn: „Werd' ich Platz machen, damit die Freiwilligen vor kommen...“

„Flaute“

Verbürgt wahres Geschiehtchen

Ich stehe vor einem Fernsprechhäuschen im Empfangsgebäude des Hauptbahnhofs zu Hannover und warte ungeduldig, daß der Fernsprecher frei wird.

Da gehen zwei bässermännische Gestalten an mir vorüber und ich höre, wie der eine verrospete Bliedbafan unferes Volkes zu seinem Genossen sagt:

„Wat willst, Edert... D a m e n h a n d t a j e n n i t ! ! . . . M e n s c h , d a p a c h t e d e c h m a n b l o ß P u d e r u n d S c h m i n k e u n f e e n F e l d n i c h t !“

Das Fleischpatent

Als der berühmte geistvolle Schriftsteller Montesquieu in Rom seinen Abschiedsbesuch bei dem Papi Benedikt XIII. machte, sagte dieser zu ihm: „Ehe wir scheiden, sollen Sie von mir ein Freundschaftsandenken erhalten. Ich erteile Ihnen und Ihrer ganzen Familie auf Lebenszeit die Erlaubnis, Fleisch auch an Fasttagen zu essen.“

Der päpstliche Kämmerer führte Montesquieu darauf in die Kanzlei, wo man eine entsprechende Urkunde ausfertigte, ihm jedoch bei der Überreichung erklärte, daß sie soundsowiel koste.

Da gab Montesquieu dem Sekretär das Fleischpatent lächelnd zurück, indem er sagte: „Der Papi ist ein ehrlicher Mann. Gott wird mir auch so glauben.“

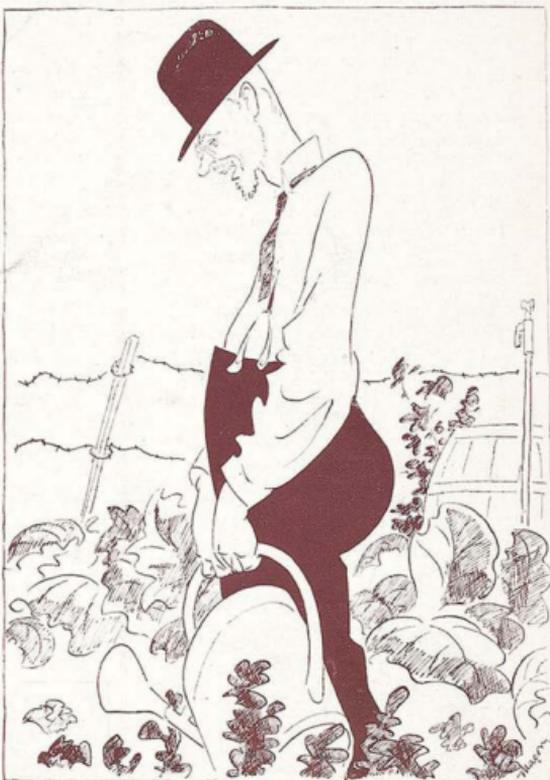
Der Eingebildete

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte in Berlin ein Violinvirtuose, namens Boucher, Furore. Seine Anziehungskraft aber bestand weniger in seinem Spiel, als in seiner überraschenden Ähnlichkeit mit Napoleon, die er auch redlich ausnugte. Wenn in den Konzerten die Geige gerade nicht beschäftigt war, dann nahm Boucher schnell eine der bekannnten Napoleonposen ein und das Publikum jubelte. Als er einmal dem Prinzen August von Preußen vorgestellt wurde und dieser auch auf die große Ähnlichkeit mit Napoleon zu sprechen kam, meinte Boucher: „Nur bin ich hübscher, mon prince, als der Kaiser Napoleon!“

G. G.

Enst von Postart hatte wieder einmal im Mündner Hoftheater seinen „Königsleutnant“ nur so hingeleigt. Als er nach Schluß der Vorstellung das Theater verließ, erwartete ihn eine Menge begeisterter junger Leute, die sich sogleich daran machte, ihm die Pferde von seinem Wagen auszuspannen. „Aber meine Herren, ich bitte, lassen Sie das doch!“ wehrte er pathetisch voll Bescheiden ab, deutete es aber doch, daß die jungen Leute die Weichsel ergreifen und ihn nach Hause führen. Als sie nun in die stille Galeriestraße einbiegen wollten, wo sich die Wohnung des Künstlers befand, neigte er sich nach vorn und sagte leise: „Durch die Ludwigstraße, meine Herren, durch die Ludwigstraße!“

G. G.



Junggejellen-Selbstgespräch

„Sinterhubers Marie hot mich den schönsten Mann gheissen — ob sie do net a wenger übertrieben hot? Denn pensionsberechtigt bin i ja a —?“